

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Botenlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Botenlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 M., für 2 Monate 1.20 M., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Des Simmelfahrtstages wegen erscheint die nächste Nummer der Leipziger Volkszeitung am Freitag, dem 15. Mai.

Leipzig, 13. Mai.

Wie ein arbeitsames, friedliches Volk durch wirtschaftliche Ausfugung und politische Entrechtung, durch polizeiliche Schikanierung und gesellschaftliche Brutalität zu einem furchtbaren Kampf auf Leben und Tod aufgestachelt wird, das ist es, was man aus dem Aufstand der Cubaner gegen Spanien lernen kann. Für den, der weiß, wie in der Entstehung und der Durchführung der Klassenkämpfe als der eigentlichen Hebel alles geschäftlichen Werdens, gleiche Ursachen gleiche Wirkungen zu haben pflegen, sind Vergleiche die beste Kontrolle.

Als im Anfang dieses Jahrhunderts das ungeheure spanische Kolonialreich zusammenstürzte, da suchte Spanien mit Aufbietung aller Kraft wenigstens Cuba zu halten. Aber es hat nichts gethan, um diesen wertvollen Besitz organisch an das Mutterland anzugliedern, sondern von jeher bis zur neuesten Zeit ist die unglückliche Insel eine Stätte schamlosester und raffiniertester Ausbeutung gewesen. Wie einst im alten Rom die Söhne der vornehmen Familien, wenn sie im leichtsinnigen Leben oder im Dienste einseitiger Klassenpolitik ihr Vermögen verlor, als Statthalter in eine Provinz gingen, um dort durch rücksichtsloseste Exploitation die Mittel zu weiterem „standesgemäßen“ Leben in der Welthauptstadt sich zu ergaunern, gerade so sehen auch die spanischen Beamten und Offiziere, durchgehend ein arbeitsscheues, dummstolzes Pack, seit Generationen die Insel Cuba als eine Privatplantage an, auf der sie in möglichst kurzer Frist sich den Rest ihrer ruhmreichen Tage „sorgenlos“ gestalten können. Cubas sprichwörtlicher Reichtum nicht nur lockte zu diesem Thun und Treiben, sondern auch nationale Gegensätze. Nirgends in der Welt giebt es ein Volk, das so sehr durchdrungen wäre von dem Gefühl seiner unerschütterlichen Herrenrechte, wie die Spanier. Herrschen, nicht arbeiten, das halten sie für ihre Lebensaufgabe. Voll kriegerischen Mutes und untadeliger Tapferkeit, aber auch voll Grausamkeit und sonatlicher Borniertheit haben sie sich einst ein Reich geschaffen, in dem die Sonne nicht unterging. Die fruchtbarsten Gefilde der Welt waren in Spaniens Besitz, kein Meer, das seine Flagge nicht beherrschte, kein Volk, das ihm nicht so oder so tributär war: und von dem allen ist nichts geblieben! Weil eben die

Spanier nur zu herrschen und zu rauben, aber nicht zu arbeiten verstanden, weil sie nicht wußten, daß auf die Dauer Hammer und Karst mächtigere Wehr und Waffen sind, als das schärfste Schwert und die stärkste Rüstung. Einmal wirtschaftlich unabhängig geworden von dem Mutterlande, haben sich die spanischen Kolonien auch politisch befreit, und die verachteten Kreolen und Mestizen haben auf den Trümmern der spanischen Weltmacht ihre Staaten errichtet.

Wir lernen, sagt Hegel einmal, aus der Geschichte, daß die Menschen nichts aus ihr lernen: hier haben wir einen trefflichen Beweis dieser paradoxen Wahrheit. Trotz aller empfindlichen Lehren zu Anfang dieses Jahrhunderts, haben die Spanier nichts gethan, um die wirtschaftlichen Kräfte Cubas zu meistern; sie hielten es für bequemer, die Kreolen und Farbigen arbeiten zu lassen und ihnen dann die gefüllten Geldsäcke abzunehmen; so etwas kann man politischen Raubbau nennen.

Nach den Zeiten tiefster nationaler Erniedrigung freilich, als 1812 das napoleonische Joch durch die Kraft des Volkes abgeschüttelt war, da wollten die Befreier Spaniens auch den noch gebliebenen Kolonien zum Lohn für treue Hilfe Anteil am politischen Leben gönnen. Aber die elenden Despoten, die nach ihrer erbärmlichen Furcht und ihrer schamlosen Vandalenschei vor dem fortschreitenden Eroberer ihren getreuen Völkern durch verdoppelte Knechtung die Wiederaufrichtung ihrer Throne und Thronchen dankten — man durchblättere doch nur die deutsche Geschichte jener Zeiten! — brachen auch hier die gegebenen Versprechen. Heute kämpfen die Cubaner um Rechte, die ihnen 1812 zugesichert wurden, dafür haben sie die ganze Zeit daher gekämpft. Und was ist es? Nur die elementarsten Grundlagen staatsbürgerlichen Lebens: Pressfreiheit, Versammlungsrecht, Vertretung der Insel im Parlamente, Freiheit des Handels, gleiche Bölle wie das Mutterland, das Recht öffentliche Aemter zu bekleiden, freies Verfügungsrecht über ihr Eigentum. Die Aufzählung ihrer Wünsche ist zugleich eine Aufzählung der Leiden der Cubaner. Ein Volk, dem alles dieses fehlt, preisgegeben der unverantwortlichen Willkür einer fremden Soldateska, fremder Polizei, fremden Richtern und fremdem Rechte unterworfen — ein solches Volk muß zur Selbsthilfe greifen. Wenn es die Waffen erhebt, so verstärkt es nur den Grad des Kriegszustandes, in dem es sich ständig befindet.

Seit langer Zeit bestehen auf der Insel, wie Gustav Diercks, ein vortrefflicher Kenner spanischer Verhältnisse und Geschichte, kürzlich in der Nation darlegte, neben dem

spanischen „Ordnungskängel“, in dem alles sich zusammengefunden hat, was aus der fetten Krippe frißt, zwei fortschrittliche Parteien: eine, die im Anschluß an das Mutterland beharrt und von dort aus Reformen zu erlangen hofft, und eine andere, die die Unabhängigkeit der Insel als Grundbedingung der anderen Freiheiten betrachtet, die Unionisten und die Separatisten. Die letzteren haben am 24. Februar 1895 unter Führung von Maceo und Maximo Gomez das blau-rot-weiße Banner entfaltet, das ihnen schon in dem Aufstande von 1868 bis 1878 voranleuchtete. Sie haben eine tüchtige Wehrmacht geschaffen und eine sorgsame Organisation der Gewalten eingerichtet. Nur den spanischen Lügenberichten und Münchhauseniaden ist es zu verdanken, daß noch hier und da die Vorstellung in den Köpfen spukt, als wären sie Räuber und Brandstifter. Im Gegenteil, diese Männer, die in heldenhaftem Freiheitskampfe täglich ihr Leben wagen, verdienen die aufrichtigste Bewunderung. Sie haben sich trefflich geschlagen und werden wohl auch dem Nordgesellen Wehler, der nach des ehrlichen Martinez Campos' Abberufung mit ihrer Abschlagung betraut ist, zeigen, was ein Volk im Kampfe für seine heiligsten Güter vermag. Schon hat das Parlament der Union sie als kriegsführende Macht anerkannt — freilich wohl aus sehr eigennütigen Gründen; aber andere Staaten werden folgen, sie werden Waffen und andere Hilfsmittel, die ihnen mangeln, erhalten, kurz, sie werden siegen.

Politische Uebersicht.

In der soeben erschienenen Denkschrift zum deutsch-japanischen Handelsvertrage wird ausgeführt: Mit dem Zeitpunkt des Inkrafttretens des Vertrages, der frühestens am 17. Juli 1899 eintreten kann, fällt die deutsche Konsulargerichtsbarkeit in Japan fort. Dagegen wird von diesem Augenblicke ab das ganze japanische Reich den Deutschen und dem deutschen Handel geöffnet. Die Bestimmungen des Vertrages über die Verkehrsbeziehungen beider Länder beruhen im allgemeinen auf dem Principe der Gegenseitigkeit. Eine erwähnenswerte Ausnahme von diesem Principe besteht auf zolltarifarischem Gebiete. Hier gewährt Japan Deutschland außer dem Meistbegünstigungsrechte einen Konventionstarif, Deutschland räumt dagegen Japan nur die bisher vorkommende Meistbegünstigung ein. Der neue Vertragstarif, der schon sechs Monate nach Austausch der Ratifikationen in Kraft gesetzt werden darf, soweit nicht das Meistbegünstigungsrecht entgegensteht, legt die japanischen Einfuhrzölle für den überwiegenden Teil der deutschen Ausfuhr nach Japan fest. Für die nicht gebundenen Artikel bleiben die Einfuhrzölle und ebenso überhaupt etwaige Ausfuhrzölle der selbständigen Regelung Japans überlassen.

Seuilleton.

Die von Hohenstein.

Roman von Friedrich Spielhagen.

Und doch steht geschrieben: wer das Schwert erhebt, soll durch das Schwert umkommen, sagte eine sanfte Stimme unmittelbar in Wolfgangs Nähe.

Wer ist da? rief der Jüngling, sich bestürzt von der Bank erhebend und um sich blickend.

Ich bin's! sagte die sanfte Stimme; und ein Mann, der unbemerkt von Wolfgang durch den Park dahergekommen war, trat hinter der Tuffsteinmauer hervor, zog die Mütze vom Kopf und verbeugte sich mehrmals in einer seltsam kindlichen Weise.

Voller Bewunderung betrachtete Wolfgang die wunderliche Gestalt. Sein erster Eindruck war, daß er mit einem jener Unglücklichen zu thun habe, deren Geist in der Nacht des Wahnsinns trübsinnig umherirrt; aber ein zweiter Blick in das hagere, friedliche Gesicht, aus dem die tiefklaren Augen so kindlich fromm hervorschauten, belehrte ihn eines Anderen, und den demütigen Gruß des Mannes freundlich erwidern, fragte er:

Mit wem —
Ich heiße Schmalhaus, sagte der Mann schnell, Balthasar Schmalhaus. Ich habe den Herrn in einem Selbstgespräch gestört und bitte um Entschuldigung; aber ich konnte nicht unterlassen, als ich den Herrn sagen hörte, was ich nach meiner unmaßgeblichen Meinung — bitte tausendmal um Entschuldigung!

Und Balthasar, der unter dem prüfenden Blick des jungen Mannes mit jedem Worte verlegener geworden war und den irdenen Henkeltopf, den er in den Händen trug, immer heftiger mit dem einen Flügel seines Fracks geschuert hatte, verbeugte sich und wollte sich eiligst entfernen; aber Wolfgang hielt ihn zurück.

Sie wollen vermutlich nach dem Schlosse; können wir nicht zusammengehen?

O, nein, nein! bitte dringend! ich hatte ganz vergessen, daß ich bestimmten Befehl habe, mich vor den Herrschaften nicht sehen zu lassen; mein Weg führt nicht nach dem Schlosse, im Gegenteile.

Wolfgangs Neugier war durch das sonderbare Benehmen und die wirren Reden des Mannes aufs höchste erregt. Wer war dieser Kaspar Hausler, der sich vor den Besuchern des Schlosses nicht sehen lassen durfte?

Bestimmten Befehl? von wem? fragte er, an Balthasars Seite hergehend.

Von ihr, erwiderte dieser, einen schönen Blick nach der Richtung werfend, in der das Schloß lag.

Von ihr? wer ist das? Der Drache von Haushälterin etwa?

Ja, von meiner Frau; sagte Balthasar, seine Schritte beschleunigend.

Das Ihre Frau? rief Wolfgang, unwillkürlich in ein Gelächter ausbrechend; ja freilich, nun begreife ich Ihre Abneigung vor dem Schlosse vollkommen.

Nicht wahr? erwiderte Balthasar; Sie begreifen das? Ich bin ein friedlicher Mann; ich habe keinen Wunsch, als mit jedem in Ruhe und Freundschaft zu leben; weshalb soll ich mich ohne Not ihrem Zorne anssetzen? lieber gehe ich einmal mehr in meinem Leben hungrig zu Bette.

Ein Flattern und Zirpen in der Hecke, an der sie hinstritten, erregte Balthasars Aufmerksamkeit. Er bog die Zweige vorsichtig auseinander und schaute hinein.

O, sehen Sie nur! sagte er leise, sich mit freudestrahlendem Gesicht zu Wolfgang wendend; sehen Sie nur!

In einem Nestchen lagen drei oder vier mit weichem Flaum bedeckte Vögelchen, die mit gereckten Hälsen die gelben Schnäbel weit aufsperrten.

Arme Tierchen! sind hungrig, sagte Balthasar, die Zweige wieder zusammenlegend. Dann fing er an, in seinen Taschen zu suchen, bis er zwischen Endchen Windsaden, vertrockneten Pflanzen und anderem Kram glücklich eine Brotkruste entdeckte hatte, die er zerbröckelte und neben der Hecke auf die Erde streute. Das soll ihnen gut bekommen. Jetzt schnell fort, damit wir die Alten nicht verschüchtern. Da sitzen sie und schauen uns mit den dummklugen hellen Augen halb neugierig, halb erschrocken an.

Balthasar nahm den leeren Topf, den er während dessen auf den Boden gestellt hatte, wieder zur Hand.

Sie scheinen ein warmer Freund der Natur, sagte Wolfgang, während sie weiter schritten.

Wer wäre das nicht, der Augen zum Sehen und Ohren zum Hören, ja, und auch eine Nase zum Riechen hat! erwiderte Balthasar, und wie er so sprach, stieg eine zarte Rote auf seinen blassen Wangen auf. Ich sitze oft hier unter den Bäumen zwischen den Büschen, und wenn ich so eine Zeit gefessen und die Herrlichkeit mit allen Sinnen eingezogen habe, — da weiß ich oft nicht mehr, ob ich das weiße Völkchen bin, das über mir am blauen Himmel hinsegt, oder das Vögelchen, das neben mir in dem Busche schlägt, oder das frische junge Laub, das rings um mich her so wüßigen Wohlgeruch ausströmt.